

Wer Vorhersagen macht, muss darüber Buch führen –
Niall Ferguson macht es in eigener Sache **SEITE 28**

Ravi Shankar hat die klassische nordindische Musik
in der westlichen Hemisphäre bekannt gemacht **SEITE 29**

Verdichtung in Zeiten der Distanznahme

In einer Strassengabelung neben der Bahnlinie in Cham zeigt ein Gebäude, wie die Schweiz nach der Ära des Einfamilienhauses aussieht



Von der Chamer Ortseinfahrt her erinnert das kleine Mehrfamilienhaus des Architekturbüros Karamuk Kuo auch an das New Yorker Flatiron Building.

KARIN HÖFER / NZZ

SABINE VON FISCHER

Landauf, landab wird behauptet, das Leben in ländlichen Gebieten sei die beste Absicherung gegen die Verbreitung des Virus. Im Vergleich mit den Städten gibt es dort weniger Wohndichte und weniger Infrastruktur. Folgte man dieser Idee, müsste man Distanznahme auf alle und alles anwenden: So würden Menschen voneinander mindestens zwei und die Häuser mindestens zwanzig Meter Abstand nehmen. Schliesslich wären viele kleine Häuser über die ganze Schweiz verteilt, in einer über Hügel und Täler entropisch ausgestreuten Häuserflut, einer landesweiten Streusiedlung sozusagen. Die Zersiedelung hätte ihren Endzustand erreicht.

So müssten wir das Konzept der Verdichtung der Siedlungen nach innen aufgeben. Das Schweizer Raumplanungsgesetz müsste neu geschrieben werden. Und von der Idee der Landschaft als Gegenstück zum überbauten Gebiet müssten wir auch Abstand nehmen. Stadt und Land als Kategorien würden verschwinden.

Eine solche Kapitulation vor dem Virus ist allerdings gar nicht nötig: Bauliche Verdichtung kann im 21. Jahrhundert sehr wohl mit den neuen Anforderungen der Distanznahme vereinbart werden, sie muss nur weitergedacht werden. Das Wohnen nämlich – als zentralste aller Gewohnheiten – wird sich auch in Zukunft verändern, so wie sich Wohnformen immer verändert haben.

Verdichtete Zukunft

Die Schweiz der Einfamilienhäuser war ein Konzept der Nachkriegszeit. Es wurde überholt von den Gewohnheiten des Wohnens, die einerseits Vernetzung, Verfügbarkeit und Vielfalt hoch werten

und andererseits die Privatsphäre im Zusammenleben in hoher Dichte schützen lernten. Vernetzung und Privatsphäre sind keine Gegensätze mehr.

Wie Einfamilienhauswüsten sind zersiedelte Landschaften ein Problem der Vergangenheit, als die Stadtränder noch ablesbar und die Grundstücke ausserhalb der urbanen Zentren billig zu kaufen waren. Auf den eroberten und bewohnten Landstrichen bildeten sich dann aber immer mehr Ballungsräume, die nun als «Städte der Zukunft» bezeichnet werden. In der Statistik der Schweizer Städte 2020 ist nachzulesen, dass sich die Zahl dieser Agglomerationen seit 1950 fast verdoppelt hat. Irgendwann einmal wird die Schweiz nicht mehr 49 oder 60 oder 100 solcher Ballungsräume, sondern nur noch eine einzige Mega-Agglomeration zählen.

Die innere Verdichtung ist also längst nicht mehr ein Thema der urbanen Zentren, sondern eines viel grösseren Gebiets. Gleichzeitig zur Ausdehnung der Agglomerationen belief sich die Leerwohnungsziffer bei der letzten Zählung in der Stadt Zürich und in Cham auf rekordmässig tiefe 0,1 Prozent, überholt einzig von Chams Nachbargemeinde Risch mit 0 Prozent.

Ohne zusätzliche Wohnungen gäbe es wohl nur eins: enger zusammenrücken. Einige wenige üben sich bereits darin, auf kleinem Raum zu wohnen. Doch ein Leben wie in der Nachkriegszeit mit weniger als dreissig Quadratmetern Wohnfläche pro Kopf ist gar nicht mehr denkbar. Infolge der Verbreitung des Home-Office wird der Flächenbedarf sogar weiter zunehmen. Dies potenziert die Dringlichkeit, gleichzeitig in der Nähe und doch auf Distanz zusammenzuleben.

Verdichtung ist ohne Gedränge nämlich möglich, ganz besonders da, wo

es noch zuhauf Restflächen gibt. An der Ortseinfahrt der Gemeinde Cham, nahe den Ufern des idyllischen Zugersees, ragt ein kleines Haus in die Höhe und macht es vor. Viele Jahre war das Grundstück in der Gabelung zwischen Luzernerstrasse und Bahnhofstrasse ungenutzt und die dreieckige Parzelle entlang der Bahnlinie lediglich ein Unort.

Wie schon immer da gewesen

Ein ortsansässiges Paar entschied, auf dieser Restfläche Wohnungen für sich selbst und für andere zu bauen. Das einst landwirtschaftlich und später zum Wohnen genutzte, nach einem Bahnangestellten benannte kleine Holzhaus erschien in der boomenden Gemeinde wie aus einer anderen Zeit. An diesem Unort sollten nun mehr Personen wohnen können, und das schicke Holzhauschen wurde sogar seeseitig der Bahnlinie rekonstruiert.

Vielleicht ist es gerade dieser Respekt für den auf den ersten Blick geschichtlosen Ort, der dem Neubau in der Strassengabelung zu seiner Erscheinung verhalf. Erste Versuche scheiterten, schliesslich gewann das junge Zürcher Büro Karamuk Kuo den Wettbewerb. Mit ihrem Neubau haben die Architekten die Geschossfläche auf dem Grundstück mehr als verfünffacht, statt eines leerstehenden Einzelhauses gibt es hier nun sechs Wohneinheiten und ein Geschäftslokal.

Von der Spitze her erinnert das neue Haus an das Flatiron Building in New York City: Cham wird dabei sozusagen zum Mini-Manhattan und markiert, dass die Agglomeration vermehrt städtische Qualitäten annimmt. Dabei wirkt das Haus absichtlich zeitlos: Seine allseitige Verkleidung mit von Hand geformten Backsteinen könnte, wie am

Flatiron Building, über hundert Jahre alt sein. Die schlicht geschnittenen, grossen Fenster lehnen sich an Fassaden aus den 1930er Jahren an, das Attikageschoss mit seiner riesigen Terrasse mit Aussichten weit über den See erinnert an die 1960er Jahre. Und der grosse Vorplatz am Eingang erweitert den frequentierten Fussgängerweg zum Bahnhof um einen Platz mit städtischem Flair.

Ganz geerdet, ohne jede Abwehr steht das Haus am Verkehr, ganz anders als jenes gegenüber. Dessen Front aus den späten Achtzigern wendet sich abweisender als jede liebevolle Gebäuderückseite zur Hauptstrasse. Dank dem selbstbewussten, zugleich selbstverständlichen Backsteinhaus hat Chams Zentrum an Würde gewonnen. Das Haus hat das Lob verdient, denn gerade seine zeitlose Gelassenheit, als ob es schon viele Krisen überdauert hätte, ist zukunftsweisend.

In den letzten fünf Jahren, bevor die Bewohner kurz vor dem Lockdown einzogen, gab es lange Verhandlungen mit der Ortsbildkommission und mehrere Gerichtsverfahren mit skeptischen Nachbarn. Man darf angesichts der vielen Reibungen annehmen, dass manchem die ungenutzte Restfläche lieber war als das stolze Wolkenkrätzerlein, das eigentlich nur ein viergeschossiges Wohnhaus mit Attika ist.

Das Haus ist ein monolithisches Ganzes und vielförmig zugleich: Der kleine Enkel des berühmten New Yorker Flatiron Building mit seiner weniger als 4 Meter schmalen, über 16 Meter hohen Front fächert sich im spitzwinkligen Grundstück so auf, dass er auf der Bahnhofseite wie zwei aneinandergewachsene Volumene wirkt. Als siamesischen Zwilling bezeichnet die Architektin Jeannette Kuo den Baukörper auf dieser Seite, als Felsenklippe auf der

Seite entlang der Gleise und als Bug der «Titanic» über der Strassenverzweigung: Das hohe Haus ist ein Flaggschiff der inneren Verdichtung in der Agglomeration, das kaum versinken wird.

Archaisch veredelt ist nicht nur die Aussenhaut, auch die Böden der Lobby und der Entrées zu den Wohnungen sind mit italienischen Fliesen akzentuiert. Einen Eingang zu einem Mehrfamilienhaus, besonders wenn er so klein ist wie hier, als Lobby zu bezeichnen, mag aufgesetzt wirken. Nur ist es hier wirklich kompakt und zugleich grosszügig, Nähe ist genauso möglich wie Distanz. Das sind Qualitäten, die unter Umständen wie der derzeitigen Pandemie unbezahlbar sind. Und dass die Ladenfläche vorerst nicht kommerziell, sondern als private Galerie für die Musikautomatensammlung der Eigentümer genutzt wird, komplettiert den Charme an Chams Ortseingang.

Nichtstun ist keine Option

Was wir in der grossräumig überbauten Landschaft sehen, ist das eine. Die entscheidenden Umwälzungen in der Wohnkultur begannen aber im Untergrund, als Gas-, Strom-, Frisch- und Abwasserleitungen verlegt wurden. Sie ermöglichten verbesserte Hygienestandards und ein dichteres Zusammenleben. Glasfaserkanäle und digitale Netze haben in jüngerer Zeit diese Techniken des Wohnens weitergeschrieben. So wird die Vereinbarkeit von baulicher Dichte und sozialer Nähe laufend erneuert.

Gerade in Zeiten der Krise merken wir, wie wichtig zentrale Infrastrukturen sind. Von der Lebensmittelversorgung bis zum Gesundheitswesen sind wir auf sie angewiesen. Es ist gar nicht die Frage, ob wir diese Orte erreichen wollen, sondern wie: Infrastruktur ist unentbehrlich, und sie muss laufend erneuert und an die Situation angepasst werden.

Die derzeitige Pandemie macht die Notwendigkeit solchen Handelns offensichtlich: Nicht die grössten, sondern die tragsten Städte waren am heftigsten vom Virus betroffen. Die Gefahr der weiteren Verbreitung des Virus bedeutet nicht das Ende der Verdichtung, sondern das Ende des Nichtstuns.

Dichte Wohnformen und Gesundheit sind nicht zwingend Gegenspieler. Vielmehr sind es gerade die Grossstädte, in denen die grossen Fortschritte in der Hygiene gemacht wurden. Weil dort die Herausforderungen geballt auftauchen. Dank solchen Innovationen gibt es auch Filter für Klimaanlage in Grossraumbüros und automatische Türöffner für Restaurants und Ladengeschäfte. Techniken, die Interaktion und soziale Nähe ohne die Gefahr einer Ausbreitung des Coronavirus ermöglichen, erleben zurzeit einen rasanten Entwicklungsschub. Wie die Abwasserleitung wird auch die Kontrolle der Berührung ein gefahrloses Zusammenleben unterstützen.

Der kürzlich an den Folgen der Covid-19-Erkrankung gestorbene amerikanische Songwriter John Prine dichtete vor vierzig Jahren: «Wir leben in der Zukunft. Wie ich das weiss? Ich habe es vor fünfzehn Jahren in der Zeitung gelesen.» Auch in der Schweiz lässt sich die Zukunft nicht aufhalten. Es werden weiterhin neue Häuser gebaut werden.

Dies verlangt nach einer Sensibilität für Anbindung und Abstand auch in der Art und Weise, wie wir die Häuser platzieren und bewohnen. Die Aufmerksamkeit dafür lernen wir in der Zeit zu entdecken. Das Gestalten von Ballungsräumen nicht nur als entropische Streuung von kleinen Häusern, sondern als Zusammenwirken von Vernetzung und Privatsphäre fördert das Überleben. Aber vor allem: Es wird auch neue Lebensqualitäten bringen.